

NIKOLAUS HOFER (Hrsg.), *Der Schatzfund von Wiener Neustadt*. Herausgegeben von Bundesdenkmalamt und Land Niederösterreich. Verlag Ferdinand Berger & Söhne, Horn, 2014, 496 Seiten mit ca. 1300 meist farbigen Abbildungen, Hardcover inkl. E-Book, ISBN 978-3-85028-636-7.

Einen Schatz zu finden ist ein uralter Traum, der selbst heute noch wahr werden kann. So geschehen 2007 in Wiener Neustadt. Und wie es sich für einen „ordentlichen“ Schatz gehört, hat auch der Wiener Neustädter Fund eine abenteuerliche, regelrecht phantastische Fundgeschichte: Bei Vorarbeiten zum Anlegen eines Gartenteiches stieß der Eigentümer des Grundstückes auf verschiedene metallene Gegenstände, die aufgrund anhaftender Erde nicht genauer identifiziert werden konnten. Anschließend scheint er die Objekte im Keller eingelagert und vergessen zu haben. Jedenfalls legte er die Fundstücke erst Jahre später dem Bundesdenkmalamt vor.

Dort erkannte man schnell, dass es sich um verschiedenartigste silberne Schmuckstücke und Teile von Silbergeschirr aus gotischer Zeit handelte – profane Goldschmiedearbeiten aus einer Epoche, aus der sich Gegenstände dieser Art eigentlich überhaupt nicht erhalten haben. So liegt der eigentliche Wert des Schatzfundes nicht im Materiellen, sondern in seiner kunsthistorischen bzw. historischen Bedeutung. Aufgrund der Rechtslage in Österreich war der Schatz alleiniges Eigentum des Finders, der gleichzeitig der Eigentümer des Grundstückes war. Auf seinen Wunsch übernahm das Bundesdenkmalamt die Koordination der wissenschaftlichen Bearbeitung. Das Land Niederösterreich konnte schließlich den Schatz erwerben und durch vorliegende Publikation sowie die vorzüglich gestaltete Sonderausstellung *Schatz-Reich* 2015 im MAMUZ Schloss Asparn/Zaya der Öffentlichkeit zugänglich machen.

Grundlage von Buch wie Ausstellung waren umfangreiche Untersuchungen eines interdisziplinären Teams aus 25 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Auch wenn, wie N. Hofer in der Einführung schreibt, „das vorrangige Ziel [...] die möglichst exakte Dokumentation, Beschreibung und typologisch-kulturhistorische Klassifizierung der Einzelobjekte“¹ war, ist doch eine weit darüber hinausgehende umfassende Arbeit entstanden, die neben Untersuchungen zu Material und Herstellungstechniken kunsthistorische wie epigrafische und heraldisch-sphragistische Analysen enthält und damit eine fundierte Grundlage zukünftiger vergleichender Forschung darstellt.

¹ S. 15.

Nach einer ausführlichen Einführung Hofers, die Informationen zur Fundgeschichte liefert, aber auch die Hintergründe der Projektentwicklung von der Klärung der Eigentumsfragen, über die Konservierung und Dokumentation der einzelnen Objekte bis hin zu den verschiedenen Analysemethoden beleuchtet, werden die Untersuchungen in zwei Blöcken („Material und Herstellungstechnik“ und „Kulturhistorische Auswertung“) vorgestellt und anschließend zu einer Synthese zusammengeführt.

Um die Materialien der einzelnen Fundstücke zu analysieren, bediente man sich verschiedener Untersuchungsmethoden: Von den insgesamt 238 Objekten im Schatz wurden etwa 110 Objekte mittels Röntgenfluoreszenzanalyse (RFA)² sowie 84 Objekte mit dem Rasterelektronenmikroskop³ untersucht. Dabei ist grundsätzlich die Tendenz erkennbar, dass die nur zum Teil vergoldeten Silbergegenstände einen sehr hohen Feingehalt aufweisen. Er liegt im Durchschnitt bei 93 %, wobei die Gefäße eher einen höheren Feingehalt (mehr als 95 % Silber) und die Schmuckstücke eine größere Varianz (80–100 % Silber) zeigen. Im Vergleich mit anderen Schatzfunden des 13. und 14. Jhs. weisen die Objekte die größte Variabilität im Silber- und Kupfergehalt auf, was M. Mehofer auf den großen Datierungszeitraum der Stücke zurückführt und als ein Indiz für die Interpretation des Schatzfundes als Depot eines „Altmetallhändlers“ ansieht. Im Vergleich ergaben sich nur relativ geringe Unterschiede zwischen rasterelektronenmikroskopischer Analyse und Röntgenfluoreszenzanalyse.⁴ Die Analyse der während der Konservierung entfernten Korrosionsprodukte im Vergleich mit Bodenproben von der vom Finder angegebenen Fundstelle legt nahe, dass dies auch wirklich der Fundort des Schatzes ist.⁵

Die feinschmiedetechnische Auswertung des Schatzfundes ergab eine große Bandbreite der verwendeten Techniken.⁶ Auffallend ist, dass innerhalb der typologisch homogen erscheinenden Gruppe der sternförmigen Spangen

² M. Melcher, G. Pöllnitz, B. Frühmann, M. Schreiner.

³ M. Mehofer.

⁴ E. Pernicka, J. Lutz.

⁵ R. Wiesinger, K. Hradil, I. Martina, M. Schreiner.

⁶ B. Bühler, D. Zs. Schwarcz.

keine übereinstimmenden Bearbeitungsmuster oder formgleichen Punzen nachweisbar sind. Bei den „Siegelringen“ (s. u.) können dagegen kleine Objektgruppen mit Vorsicht zumindest einem „Werkstattkreis“ zugeordnet werden. Ein Beispiel sind zwei Ringe (Katnr. 2 und 3), die sich nicht nur typologisch ähneln (kreisrunde Ringplatte, verziert mit kleinen menschlichen Köpfen im Profil), sondern auch hinsichtlich der besonders guten handwerklichen Qualität und des sehr hohen Silbergehalts gut vergleichbar sind. Alle Objekte des Fundes zeigen mehr oder weniger ausgeprägte Gebrauchsspuren.

Den umfangreichsten Teil der Publikation (vom Katalog abgesehen) bildet M. Singers umfassende Untersuchung der gotischen Goldschmiedearbeiten. Aus 238 bei der Aufindung des Schatzes geborgenen Stücken konnten 133 Objekte zusammengesetzt bzw. rekonstruiert werden. Den größten Anteil machen Schmuckstücke und Kleidungsbestandteile aus (49 Fingerringe, 38 Spangen, drei Knöpfe, eine Gürtelriemenzunge, vier Gewandschließen, zwei Applikationen sowie einzelne Fragmente), hinzu kommt Silbergeschirr von herausragender Qualität (vier Löffel, drei sechseckige Becher, Fragmente von zwei runden Bechern, ein Doppelkopf, vier Schalen sowie der Standfuß eines prächtigen Pokals). Geordnet nach den einzelnen Objektgruppen (Fingerringe, Kleidungsbestandteile, Tafelgeschirr) diskutiert sie unter anderem Terminologie, Form- und Motiventwicklungen im Kontext vergleichbarer Funde und nimmt besonders bei den Broschen und Ringen eine Kategorisierung der Stücke nach Form und Dekor vor.

Der Großteil der Objekte fügt sich in das bekannte Formenspektrum mitteleuropäischer Goldschmiedekunst des 13. und 14. Jhs. ein, wobei vor allem zwei große Gruppen unter den Schmuckstücken auffallen: sternförmige Spangen mit acht bzw. sechs Spitzen sowie Fingerringe, die an Siegelringe erinnern. Letztere zeigen eine große Varianz in Form und Dekor, wobei runde und wappenschildförmige Ringplatten mit (pseudo-)heraldischen Darstellungen und/oder Inschriften dominieren.

Diese Objektgruppe untersucht A. Zajic im Hinblick auf inschriften-, wappen- und siegelkundliche Aspekte. Er stellt heraus, dass einige der Ringe durchaus zum Siegeln im privaten Bereich genutzt worden sein mögen, der Großteil jedoch Siegelringe nur nachahmt und eine rein dekorative Funktion hatte. Neben einfachen Inschriften finden sich oft Pseudoinschriften mit Zeichen, die Buchstaben nur teilweise nahekommen; die Wappenbilder zeigen neben den geläufigen Adlern und Lilien so eigenwillige Kreationen wie eine schreitende Krähe (Katnr. 10 und 11). Besonders eindrücklich ist ein Ring mit wappenschildförmiger Ringplatte (Katnr. 20), deren mittlerer Teil mit einem steigenden Löwen

leicht schräg gestellt ist und so den Eindruck eines drehbaren Siegels erweckt, obgleich der ganze Ring in einem Stück gegossen ist (Katnr. 20). Auch hier wird die „Umschrift“ des Wappens aus einer nicht sinnvollen Buchstabenabfolge gebildet. Die Inschriften an den qualitativ höher einzuordnenden Gefäßen sind naturgemäß elaborierter, sowohl was die sorgfältige Ausführung als auch den Inhalt angeht. So weisen die zusammengehörigen sechseckigen Becher (Katnr. 112 und 113) Inschriften auf, die nicht nur aufeinander, sondern auch auf die Funktion der Becher Bezug nehmen: + DAFVR / IST DER DIENEST / GVT DEN / MAN VOR / WEN TVT (Katnr. 112) + VROWE / N VRAEVD / E DEV GE / STEI SO W / EIN VRAEV / D ARGET (Katnr. 113), was Zajic wie folgt überträgt: „Strebe nach Freude an Frauen, wenn dir der Wein die Lebenslust verderbt.“

In einem weiteren Beitrag beleuchtet derselbe Autor zudem das historische Umfeld des Wiener Neustädter Schatzfundes. Im Gegensatz zu anderen Schätzen, die Mitte des 14. Jhs. verborgen wurden, wie beispielsweise denjenigen von Colmar, Weißenfels oder Erfurt,⁷ gibt es beim Wiener Neustädter Fund keinen Bezug zu den Judenverfolgungen im Zusammenhang mit der Pestwelle 1348–1350.

Außergewöhnlich ist, dass anhand eines Wappens ein Becher der Wiener Neustädter Patrizierfamilie Vierdung zugeordnet werden kann. Mit dieser Zuordnung kann ein Stück aus dem Schatz lokal verortet werden, auch wenn es keinerlei Hinweise gibt, dass einzelne Objekte von hier ansässigen Goldschmieden hergestellt wurden.

Diese Aussage bekräftigt auch F. Kirchweger aufgrund der komplexen Verflechtungen des europäischen Kunstschaffens der Zeit. An ausgewählten Beispielen zeigt er Bezüge zu Werken aus den verschiedenen Zentren gotischer Goldschmiedekunst auf: So steht das Vogeldekor der tropfenförmigen Spange aus dem zweiten Viertel des 13. Jhs. (Katnr. 93) ungarischen Schmuckstücken nahe, während für das Schneckenfiligran der rautenförmigen Spange (Katnr. 89) Parallelen an Werken des 13. Jhs. aus Venedig, Dalmatien oder vom Oberrhein herangezogen werden können. Franz Kirchweger hebt zudem die Bedeutung des Schatzfundes für die Erforschung der gotischen Goldschmiedekunst hervor, wobei er ein besonderes Augenmerk auf die Gefäße legt. Sie geben selbst in ihrer zum Teil stark fragmentierten Form eine Vorstellung des ursprünglich reichen und vielfältigen Bestandes an profanem Silbergeschirr.

Abschließend führen Th. Kührtreiber, M. Singer und N. Hofer die Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen zusammen, um Aussagen zu den Umständen der Verber-

⁷ Vgl. dazu STÜRZEBECKER 2010, 158–188, mit Vergleichen und weiteren Nachweisen.

gung des Schatzes treffen zu können. Dazu wird zunächst der Fundort näher betrachtet. Auch wenn der Schatz nicht im Rahmen einer archäologischen Grabung geborgen wurde, scheint die vom Finder angegebene Fundsituation plausibel. Die Fundstelle liegt außerhalb des mittelalterlichen Stadtmauerrings von Wiener Neustadt in der Nähe zweier Handelswege. Eine hier nachgewiesene Richtstätte mag bei der Vergrabung als Orientierungspunkt gedient und möglicherweise gleichzeitig abschreckend auf mögliche Schatzräuber gewirkt haben.

Der Schatz besteht durchweg aus nicht-monetären Objekten, die alle Gebrauchsspuren aufweisen. Gleichzeitig sind sie typologisch und qualitativ auffallend heterogen, was sie von den meisten vergleichbaren mittelalterlichen Schatzfunden⁸ unterscheidet. Der Schatz hat zudem eine große zeitliche Tiefe, die von der ersten Hälfte des 13. Jhs. bis zur zweiten Hälfte des 14. Jhs. reicht, auch wenn die meisten Stücke aus dem 14. Jh. stammen. Damit erscheint eine Verbergung um 1400 plausibel. Auch wenn es nicht gelingt, die Hintergründe der Verbergung zweifelsfrei zu identifizieren, so liegt doch nahe, dass ein Altmetallhändler oder Goldschmied den Schatz möglicherweise nur kurzfristig außerhalb der Stadt deponieren wollte. Die Gründe dafür sowie für den Verbleib im Boden bleiben im Dunkeln.

Ein ausführlicher Katalog mit Beschreibungen, erstklassigen Fotografien und maßstäblichen Zeichnungen schließt die Publikation ab. In knapp bemessener Zeit ist eine schwergewichtige Publikation entstanden, die nicht nur detaillierte Beschreibungen zu den einzelnen Objekten des Wiener Neustädter Schatzes liefert und die Ergebnisse der interdisziplinären Untersuchungen vorstellt, sondern diese auch zu einem stimmigen Gesamtbild zusammenführt und damit eine profunde Grundlage für weitere Forschung bildet.

Literatur

STÜRZEBECHER 2010

M. STÜRZEBECHER, Der Schatzfund aus der Michaelisstraße in Erfurt.

In: S. OSTRITZ (Hrsg.), Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt 1: Der Schatzfund: Archäologie, Kunstgeschichte, Siedlungsgeschichte, Weimar 2010, 60–370.

Maria Stürzebecher
Landeshauptstadt Erfurt
Kulturdirektion
Benediktsplatz 1
99084 Erfurt
Deutschland
maria.stuerzebecher@erfurt.de

doi: 10.1553/archaeologia100s312

⁸ Wie Anm. 7.